Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 10

Artikel: Von den Pfahlbauern der Ost - und Mittelschweiz
Autor: Bretscher, K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665081

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gegen alles Häßliche, obschon er nicht darauf ausgeht, die Welt umzugestalten, sondern ihr durch die Kunst zu ersetzen, was die Wirklichkeit uns entbehren läßt. Besonders vermißt der ausgesprochene Individualist an der Wirklichkeit, daß sie der Individualität den Spielraum versagt. So gesteht er der Leidenschaft ein höheres Recht als der geltenden Moral zu und verherrlicht ihren flammenden Erguß. Weich, einschmeichelnd fließen die lyrischen Verse des Dichters, der sich innig mit der Volks- und Kunstpoesie vieler Völker abgab, Grazie und Eleganz sind ihm eigen, ohne daß er damit kokettiert, wenn er sich auch an der eigenen Kunst im stillen erfreut. Wer die vorstehende Novelle mit 23 Jahren schreiben konnte, mußte ein Begnadeter sein, und er schrieb über hundert Novellen, von denen heute und weiterhin viele als Meisterwerke gelten werden. (Zwei Gefangene, Die Stickerin von Treviso, Unvergeßbare Worte u. a.)

Als Dramatiker hat er Hervorragendes geleistet, aber eigentlich nur mit „Hans Lange" und „Colberg" die Gunst des Publikums errungen; aber alles in allem betrachtet, wandeln viele Dichter auf seinen Spuren. M.

Die „Novellen und Romane", deren erstem Bande wir „L'Arrabbiata" mit gütiger Erlaubnis des Verlegers entnahmen, sind an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart übergegangen.

Von den Pfahlbauern der Ost- und Mittelschweiz.

Von Dr. K. Bretscher.

Als 1854 bei Meilen im Zürichsee die ersten Pfahlbauten in der Schweiz entdeckt wurden, machte das großes Aufsehen und bewirkte, daß man überall nach solchen Vorkommnissen suchte und sie auch in unerwarteter Anzahl fand. Nach dem auf 1924 von der Antiquarischen Gesellschaft Zürich herausgegebenen und in der Hauptsache von Herrn Dr. Viollier verfaßten Neujahrsblatt beläuft sich die Zahl dieser bis jetzt nur in der Ost- und Mittelschweiz festgestellten Siedelungen auf etwa 125. Begreiflicherweise sind da unsere größten Seen mit den meisten davon vertreten, so der Boden- und Untersee mit 31, der Sempachersee mit 17, der Züricher- und Zugersee je mit 16. Deren 7 kennt man vom Greifensee, 6 vom Wauwilersee, 5 vom Hallwiler- und Pfäffikersee, nur 4 vom Vierwaldstättersee wegen seiner meistens steilen Ufer, je 3 vom Ägeri- und Mauensee, 2 vom Rhein. In Einzahl sind sie festgestellt im Walen-, Türler-, Baldegger-, Lungern-, sogar auch im kleinen Hauserseе bei Offingen und im Bünzermoos. Gleichzeitig gab es aber auch Moorsiedelungen, von denen 4 aus dem Kanton Thurgau bekannt sind und eine große bei Thayngen in den letzten Jahren abgedeckt wurde.

Leider wurden die ersten Ausgrabungen nicht mit der Sorgfalt vorgenommen, die jetzt dabei beobachtet wird. Auch das mußte eben auch gelernt werden. Schenkte man damals in erster Linie den großen und auffälligen Funden seine Aufmerksamkeit, so weiß man jetzt, daß auch kleinste Stücke zur Beantwortung der Fragen, die sich dem Forscher aufdrängen, von Wert sein können, und daß darum eine genaue und systematische Ausbeutung unerläßlich ist.

Auch die Auffassungen über den Standort dieser Siedelungen haben sich geändert. Anfänglich glaubte man, sie hätten sich über dem Wasserspiegel der Seen befunden, weil die Fundstellen darunter liegen. Gute Gründe sprechen aber dafür, daß es sich hiebei um Uferbauten handelte. Einmal findet man regelmäßig bei diesen Wohnstätten große und kleine, bearbeitete und rohe Holzstücke, die der Wellenschlag sicher anderswohin geführt hätte, wenn jene Annahme wirklich zuträfe. Dann wären die Pfahlbauer mit ihren geringen technischen Hülfsmitteln sicher oft nicht im Stande gewesen, die Pfähle von der nötigen Länge in den Seegrund zu rammen. Im Neuenburgersee hätten einzelne Siedelungen solche von 10 Meter Länge erfordert! Das wird erst recht unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß die Zahl dieser Pfähle an einzelnen Orten in die Hunderte, ja in die Tausende sich belief. Wie hätten endlich derartige Bauten den Wogen bei Sturm, die unsere festesten Ufermauern zerstören, genügenden Widerstand bieten können?

Auch die Ansicht der ersten Entdecker, daß das Bedürfnis nach Schutz vor wilden Tieren und feindlichen Nachbarn allein die Menschen jener Tage veranlaßt habe, gerade diese Art von Wohnstätten herzurichten, wird nicht mehr als ganz zutreffend angesehen. Diese Rücksicht hat wohl bei deren Auswahl mitgespielt; daneben aber auch der Umstand, daß das Wasser ab und zu den Unrat, der sich unter den Siedelungen

anhäufte, fortspülte. Sodann mag auch die Schwierigkeit, mit den damals vorhandenen Geräten, den dichten Urwald zu roden, Veranlassung gewesen sein, die Lichtungen für den Anbau frei zu halten und nicht für die Wohnsitze zu beanspruchen.

Nun hat man in den letzten Jahren auch Reste von Ansiedelungen in Mooren und Torfriedern entdeckt. Da wurde auf den natürlichen Boden ein solcher aus nebeneinandergelegten Baumstämmen hergerichtet, auf den die Wohnungen zu stehen kamen. Hier muß es an verschiedenen Orten zu Senkungen des Bodens oder zu Hebungen des Wasserstandes gekommen sein; denn man hat mehrfach verschiedene solcher übereinander liegender Wohnböden abgedeckt; in Gachnang deren sogar fünf bis sechs. Ebenso oft waren dann natürlich wieder die Behausungen zu errichten. Immerhin werden sich diese Arbeiten wohl auf einen längern Zeitraum erstreckt haben. Auch die Seen haben seit der Zeit der Pfahlbauer ihren Wasserspiegel geändert und zwar beträchtlich gehoben, da ihre Bauten, wie ausgeführt, wohl über den Ufern sich erhoben, während sie jetzt unter Wasser sind. Hier ist nun bemerkenswert, daß die Pfahlbauten der Steinzeit näher dem Ufer liegen als die der Bronzezeit. Ferner handelte es sich dort um unverarbeitete Pfähle aus Weichholz, hier um gespaltene, harthölzerne: die Bronze lieferte eben viel bessere Werkzeuge als das spröde Steinmaterial.

Fraglich ist noch, ob die Hütten rund oder eckig waren. Ihr Boden war mit Lehm belegt, der für die Feuerherde eine sichere Unterlage gab. Da wurde nicht nur gekocht, sondern auch das Tongeschirr gebrannt, später sogar wahrscheinlich die Bronze geschmolzen und gegossen. Die Wände der Hütten waren ebenfalls mit Lehm gedichtet, die Dächer aus Rinde und Stroh hergestellt.

Nicht selten bekunden die Ausgrabungen, daß diese Wohnsitze vom Feuer vernichtet wurden und wieder neu erbaut werden mußten. Als man aber später auf dem festen Land sich anzusiedeln begann, ließ man die Pfahlbauten einfach zerfallen.

Jagd und etwas Ackerbau lieferten den Pfahlbauern die Nahrung und das Material für die Kleidung. Zur Bronzezeit fand auch die Pflege von Haustieren Eingang, die Töpferei schon früher. Die überaus reichen Funde vom Pfahlbau am Alpenquai in Zürich bekunden, daß dieses Gewerbe damals in eigentlicher Blüte stand. Man begnügte sich auch nicht bloß damit, einfach die Gebrauchsformen herzustellen, sondern gab sich Mühe, sie in mannigfaltiger Art auszuschmücken (siehe die Tafeln des erwähnten Neujahrsblattes). In ganz großen Töpfen wurden offenbar die Brotfrüchte aufbewahrt, aus deren Mehl man flache Brotlaibe buk.

Die spärlichen Knochenreste von Menschen, die den Pfahlbauten zu entheben waren, hat Herr Professor Dr. Schlaginhausen in Zürich bearbeitet. Er kommt zum Schluß, daß in den frühesten Zeiten eine kurz- und breitköpfige Rasse vorhanden war, an deren Stelle immer mehr Langköpfe mit schmalem Gesicht traten.

Über die Tierwelt zur Zeit der Pfahlbauten berichtet Herr Professor Dr. Hescheler. Die Funde beweisen die Anwesenheit des Edelhirsches, des Elchs, des Ur und des Wisent, die zum Teil gejagt wurden. Auch kamen der Steinbock und die Gemse vor. Ob diese Hochgebirgstiere aber nur auf Streifzügen in die Ebene hinabstiegen oder von Jägern dahin geschafft wurden, läßt sich nicht entscheiden. Der Luchs und die Wildkatze hausten in den damaligen Wäldern; der Biber nicht selten in sumpfigen Niederungen. An Haustieren wurden je eine Hunde-, eine Schweine-, eine Ziegen-, eine Schaf- und eine Rinderrasse, alles kleine Formen, gehalten. Letztere stammen aber so wenig wie das Hausschwein jener Zeiten vom Wildschwein ab, sondern sind gleich den andern eine Einführung aus östlichen Ländern. Das Pferd scheint in der Steinzeit überhaupt nicht Haustier gewesen zu sein. Ganz anders liegen diesbezüglich die Verhältnisse zur Bronzezeit. Da überwiegen z. B. am Alpenquai die Funde von Haustieren her so sehr die der Wildtiere, daß sicher gegenüber früher der Jagd weit weniger obgelegen wurde, dagegen die Viehzucht und der Ackerbau die Hauptbeschäftigung ausmachten. Jetzt wird ein großer Hund gehalten; dem Rinderbestand gehören sogar drei Rassen an; neben der früheren Torfziege erscheint eine größere großhörnige Rasse, in einer ebensolchen und einer hornlosen Rasse auch das Schaf; zum Torfschwein gesellt sich eines, dessen Abstammung auf das Wildschwein zurückgeht.

Von der Pflanzenwelt seien nach deren Kenner, Herrn Dr. Neuweiler, nur die Nutzgewächse angeführt. Die Zahl der angebauten Getreidearten stieg früh auf nahezu ein Dutzend, nämlich eine zwei-, eine vier- und eine sechszeilige Gerste, letztere in zwei Abarten gezüchtet; ein Zwergwei-

zen ist in drei solchen vertreten; dazu kommen der Emmer, das Einkorn, die Rispen- und die Kolbenhirse. In der Bronzezeit erscheinen noch der Spelz und der Hafer. Als Gemüse werden die Erbse, der Pastinak, vielleicht auch die Möhre, der Kopfkohl, Räben, Acker- und Nüßlisalat, die Hundspetersilie, die Melde und der Windenknöterich der Fleischkost zugefügt. Die Samen der letztern beiden Gewächse lieferten Mehlspeisen. Obst- und Beerenfrüchte, Hasel-, Buch- und Baumnüsse wurden teils von den Wildlingen gesammelt, teils auch durch Anbau gewonnen. In den Funden fehlen sogar die Kerne der Weintraube nicht; also dürfte auch die Rebe angepflanzt worden sein. So war der Tisch des Pfahlbauers reichlich gedeckt. Öl lieferte der Mohn, Gespinstfasern der Flachs; eine Reseda, ein Holunder, einige Labkräuter die nötigen Farbstoffe.

Gestatten uns die Funde von Geräten, Waffen, Wohnstätten, von Geweben und Schmuckgegenständen uns ein annähernd genaues Bild zu machen, wie die Pfahlbauer ihre Tage verbrachten, so wird uns dagegen noch lange rätselhaft bleiben, welchen Völkerschaften sie angehörten, in welcher gesellschaftlichen Zusammengehörigkeit sie lebten, welches ihre religiösen Anschauungen waren; der Einblick in ihre geistige Kultur ist uns noch versagt. Dr. K. B.

Ein Briefkünstler.

Von Carl Seelig.

Die Kunst, schöne Briefe zu verfassen, ist nicht diesem oder jenem Jahrhundert zugefallen, denn bekanntlich entströmen der klappernden Schreibmaschine nicht weniger gehaltvolle Episteln als der stilleren und zarteren Hand. Das Geheimnis ihrer suggestiven Kraft läßt sich eben keinesfalls durch irgendwelche Mätzchen oder angelernte Bildung erobern, sondern es gibt sich — wie in allen Künsten — nur einigen vom Schicksal gnädig bevorzugten Persönlichkeiten hin. Doch welche Fülle birgt die kleine Schar! Wer dächte nicht an die treuherzigen Briefe der Frau Goethe, an die Lavaausbrüche Napoleons des Ersten, an die schwärmerischen Herzflüge Bettina von Arnims, an Gottfried Keller's wohlbedachte Mitteilungen und an Storm's behutsame Liebes- und Freundesbriefe? Ihnen schließt sich jetzt ein Jüngerer an, kein Dichter, Feldherr oder Schwärmer, aber Einer, der in seinem Reich ebenfalls ein Großer und Getreuer gewesen ist: der hamburgische Museumsdirektor Alfred Lichtwark.

Auch wenn man Gustav Pauli's vorbildliche Einleitung zu Lichtwark's „Briefen an die Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle" (die seit 1924 in zwei Bänden bei Georg Westermann in Hamburg vorliegen) nicht kennen würde, könnte man sich das Bild dieses temperamentvollen Briefkünstlers doch mit aller Schärfe zurechtformen. Nicht, daß er — wie manche Andere — sein eigenes Leben vertrauensselig erschlösse; im Gegenteil, er entzieht sich dieser Schlinge, wo er nur kann. Ein besonderer Zug an Lichtwark! Er, der den Frieden der Ehe und der Häuslichkeit nie begehrt noch erlangt hat — er brachte seine Lebenskraft so restlos öffentlichen Aufgaben dar, daß er an ihnen zur Gänze emporblühte und verging. Schnurgerade und in steiler Auffahrt läßt sich dieses rastlose Leben nachzeichnen. Seine erste Kindheit verbrachte der 1852 geborene Lichtwark, Sohn eines Müllers, mütterlicherseits dem Geschlecht des Johann Sebastian Bach zugehörend, in Reitbrok (Vierlanden) auf dem Lande. Außerordentliche Vermögensverluste nötigten seine Familie, 1860 nach Hamburg überzusiedeln, wo der Vater neun Jahre später starb. Der Sohn wurde, da er schon damals eine ungewöhnliche pädagogische Begabung offenbarte, Lehrer, allein seine ungestüme Natur drängte zu ferneren Ufern. In seinen Freistunden bildete er sich weiter, fand persönliche Beziehungen zum Kunsthistoriker Justus Brinckmann und durch diesen einen Gönner, der ihm das akademische Studium der Kunstgeschichte in Leipzig ermöglichte. Zwei Semester später konnte er als besoldete Hilfskraft am jungen Berliner Kunstgewerbemuseum die Vollendung seines Studiums selbst erschaffen, bis ihm sein Ruf als glänzender und erfolgreicher Kunstkritiker 1886 das Amt des Museumsleiters der Hamburger Kunstvereins-Sammlungen eintrug — jenen Posten, dem er bis zuletzt (1914) mit genialer Überlegenheit und organisatorischem Geschick vorstand.

Was er dort geleistet und an wissenschaftlichen Schriften veröffentlicht hat, müssen wir des Raumes halber übergehen. Die Arbeit war